

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Eisenreich, Brigitta
Celans Kreidestern

Ein Bericht. Mit Briefen und anderen unveröffentlichten Dokumenten
Unter Mitwirkung von Bertrand Badiou

© Suhrkamp Verlag
978-3-518-42147-5

SV

Brigitta Eisenreich
Celans Kreidestern

Ein Bericht

Mit Briefen
und anderen unveröffentlichten Dokumenten
Unter Mitwirkung von Bertrand Badiou

Suhrkamp

Erste Auflage 2010
© Suhrkamp Verlag Berlin 2010
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-42147-5

I 2 3 4 5 6 – 15 14 13 12 11 10

Inhalt

Vorbemerkung	9
Autobiographische Einleitung: Von Linz nach Paris	
Kindheit und Jugend (1928-1951)	12
Spätere Jahre in Paris (nach 1962)	28
Erinnertes: Paul Celan	
»Im Nichts einer Nacht« – Erste Begegnung (1952)	31
Schuberts »Unvollendete« (1953-1957)	39
»Wie machst du das, du, mit deiner Seele?« –	
Meine Notizen (1957-1958)	55
Im Schatten der »Goll-Affäre« (1959-1960)	75
»Man muß sich auf den Abend vorbereiten«	
(1960-1962 und spätere Jahre)	94
»Verjuden« (1961-1962)	111
Zeitloses	139
Anmerkungen	155
Abbildungen	vor 187
Dokumente: Briefwechsel und Texte	187
Abbildungen	247
Danksagung	249
Siglen	251
Register	254
Werkregister	254
Personenregister	258

Celans Kreidestern
Ein Bericht

Vorbemerkung

Es war nicht meine Absicht, meine Erinnerungen zu schreiben und mit verschiedenen Zeugnissen, die mir von meiner Begegnung mit Paul Celan verblieben sind, zu veröffentlichen. Ich hätte es nicht getan, wenn mir nicht bekanntgeworden wäre, daß einige meiner Briefe und ein Bündel unveröffentlichter Gedichte im Nachlaß Paul Celans, im Deutschen Literaturarchiv Marbach, aufbewahrt und daher im Prinzip zugänglich sind, ohne daß der vielleicht darauf stoßende Forscher wissen könnte, wie sie dorthin gelangt sind: Ich war bisher der Überzeugung, daß Paul Celan sie zerstört hat. Im Verlauf der vielen Jahre, die seit dem Tod des Dichters vergangen sind, habe ich wohl das steigende Interesse für sein Werk wahrgenommen wie auch die unzähligen Interpretationen, die in letzter Zeit den Büchermarkt überschwemmen, um den neuerdings – besonders aus französischer Sicht – »größten Dichter deutscher Sprache« unserer Zeit ins Licht zu stellen. Ich habe sie nicht gelesen. Mit wenigen Ausnahmen.¹ In manchen Vorträgen – etwa von Jürgen Habermas, George Steiner oder Jean Bollack – fiel sein Name immer öfter. Wobei ich den Eindruck gewann, daß die Kommentatoren von jemand mir ganz Unbekanntem sprachen; was sie sagten und meine Erinnerungen stimmten nicht überein. Von Zeit zu Zeit kamen mir eine Zeitschrift, ein Zeitungsartikel unter die Augen, aber erst kürzlich die hervorragenden und äußerst genauen Editionsarbeiten² in Deutschland und in Frankreich, insbesondere dank des Nachlaßbetreuers und vielfachen Herausgebers Bertrand Badiou, der als erster Mitarbeiter der Paul-Celan-Forschungsstelle an der École normale supérieure (ENS) auch als Übersetzer hervorgetreten ist.³ Nach langem Zögern meinerseits war es dann Bertrand Badiou, der mich dazu brachte, das Schweigen der Intimität zu brechen. Es ist durchaus möglich, daß meine Er-

innerungen nicht immer festgegründet sind, mein Gedächtnis schwankend: wie immer, wenn ein Gedenken weit zurückgreifen muß – mehr als ein halbes Jahrhundert in diesem Fall. Obwohl es vermutlich nur noch wenige in jener Zeit beheimatete Gegenstimmen gibt, die mein Zeugnis da und dort berichtigen könnten, will ich mein möglichstes versuchen. Manche Bilder und Aussagen sind mir gegenwärtig, so als wäre es gestern gewesen; vieles taucht auf aus der Verschwommenheit, wenn Fragen an mich gerichtet werden; lange und ständig wiederholte Gespräche mit Bertrand Badiou, von seiner genauen Kenntnis von Werk und Mensch gespeist, waren mir von großer Hilfe, um einiges schon Vergessengeglaubte ins Gedächtnis zu rufen. Celans Sohn Eric bin ich ganz besonders zu Dank verpflichtet für seine überaus freundliche Zustimmung, die geheime Seite des Lebens seines Vaters ins öffentliche Licht zu stellen. Er war es schließlich, der mein Manuskript der Schriftstellerin und Leiterin des Suhrkamp Verlags, Ulla Unseld-Berkéwicz, anlässlich eines Treffens mit ihr im Hotel Lutetia in Paris überreichte.

Auf das Risiko hin, den Bericht weniger flüssig zu gestalten, habe ich viele erst jetzt bekannte Einzelheiten und Fakten meinen Daten gegenübergestellt, nicht ohne die unterschiedlichen Zeitebenen jeweils so genau als möglich anzugeben. Ich möchte unterstreichen, daß diese Gegenüberstellung, wenn ich so sagen darf, eine »Entdeckungsfahrt« in unbetretenes Land für mich bedeutete, die nicht nur dazu diente, Längstvergangenes und Nieerzähltes wieder hervorzuholen, sondern mir selbst dazu verhalf, mir völlig unbekannt gebliebene Aspekte von Celans Leben und Werk neu einzuordnen.

Wenn auch meine Erlebnisse mit der Existenz eines nicht leicht zu verstehenden Dichters zu tun haben – in keinem Fall kann es sich hier um Gedichtinterpretationen handeln, um »Entzifferungsversuche«, die jedem Leser in der persönlichen Konfrontation mit dieser Dichtung überlassen bleiben. »Aber das Gedicht spricht ja!«⁴ – nur in diesem Sinn, von seiner Wirk-

lichkeit her, soll hier davon die Rede sein. Gleichwohl wird es nicht zu umgehen sein, daß so manches auch in den Gedichten mich persönlich Berührende in den Bericht einfließt, jedoch möchte ich es soweit als möglich in Grenzen halten und es nur insoweit berücksichtigen, als es den zu beschreibenden Zeitraum (1952-1962) zu erhellen beiträgt.

Dem allen mögen einige biographische Angaben vorangestellt sein, die anzeigen sollen, wo ich herkam und welche Erlebniswelt – von Krieg und Nachkriegszeit geprägt – ich mitbrachte, als ich mich im November 1951 in Paris niederließ. Von so manchen Episoden und frühen Eindrücken mag ich Celan erzählt haben, ohne daß ich zu sagen wüßte, welche es gewesen sind.

Autobiographische Einleitung – Von Linz nach Paris

Kindheit und Jugend (1928-1951)

Ich wurde am 11. August 1928 in Linz als drittes Kind meiner Eltern, Josef und Elisabeth Eisenreich, geboren. Mein Vater – ursprünglich Präzeptor für Latein, Griechisch und Mathematik in einem adeligen Haushalt im oberösterreichischen Innviertel, wo auch meine Mutter Deutsch, Englisch und Französisch unterrichtete – war später Bankbeamter in der Linzer Hypothekenanstalt. Er verstarb schon im Jahr 1931 im Alter von nur 38 Jahren. Meine Kindheit und frühen Jugendjahre habe ich nicht unweit von Linz, in Enns, verbracht – der historisch nicht unbedeutenden Stadt, angeblich die älteste Österreichs, nahe der Ennsmündung in die Donau auf einem Hügel gelegen, von wo aus der Blick zum ersten Mal die weiten Ebenen des Ostens, fast schon Pannoniens, erahnt. Wir wohnten in einer der kleinen Villen mit Garten im alten Vorort Lorch, dem römischen Lauriacum, auf dessen versunkenen Resten unser Haus stand. Meine Eltern, die längere Perioden ihres Lebens bei österreichischen Großadelsfamilien in jetzt zu Italien oder Böhmen gehörenden Gegenden verbracht hatten, stammten noch aus der alten Welt der Habsburgermonarchie, insbesondere meine 1885, noch in der Blütezeit des 19. Jahrhunderts, in Südtirol geborene, in Meran ausgebildete Mutter war ihr in unverbrüchlicher Treue verbunden. Trotz aller materiellen Schwierigkeiten ihrer Witwenschaft hat sie es nie bereut, dem guten Kaiser Franz Joseph gegen Ende des Ersten Weltkriegs ihr kleines Vermögen überschrieben zu haben – eine verlorene Staatsanleihe, für die sie einen metallenen, bleifarbenen Ring erhielt, in den »Gold gab ich für Eisen« eingraviert war. Staunend habe ich ihn als Kind betrachtet.

Zunächst wurde ich einer Kinderfrau anvertraut, mit der ich die meiste Zeit in Küche und Garten verbrachte, bis sie unseren verarmten Haushalt verlassen mußte. Ich war kein gefügiges Kind, gelegentlich lief ich davon, und die Geschichte mit Gott, trotz aller Frömmigkeit meiner Mutter, schien mir schon sehr bald verdächtig. Nur an die Engel glaubte ich fest – es waren ja die Toten, mein Vater und ein Brüderchen »im Himmel«, die durch die Lüfte flogen und dort sonst nichts zu tun hatten, als auf mich wohlwollend herabzublicken. In Enns habe ich auch die Volksschule und dann die Hauptschule, bis zu meinem 14. Lebensjahr, frequentiert. Ich galt als begabt, aber nicht gerade fleißig – »wenn sie nur wollte«, hieß es. Dann wurde ich »Fahrschülerin«, um die damals so genannte Mädchenoberschule im zwanzig Kilometer entfernten Linz zu besuchen (1942-1944), wobei ich das letzte Jahr zumeist im Luftschutzkeller verbringen mußte. Dann, bis zum Herbst 1945, wurden die Schulen gesperrt, nachdem die Jugendlichen noch gezwungen worden waren, am letzten Aufgebot des »totalen Kriegs« teilzunehmen. Die 17- bis 18jährigen, also die Mädchen der Altersklasse vor mir, mußten sich als »Flak-Helferinnen« ausbilden lassen. Verwandte von mir – alte Reservisten und blutjunge Rekruten – wie auch so manche Spielgefährten aus früherer Zeit sind nicht aus dem Krieg zurückgekommen, einer verlor in Berlin, als unfreiwilliger »Volksstürmer«, ein Auge; Klassenkameradinnen kamen schwarzgekleidet, dem Vater oder dem Bruder nachtrauernd, in den Unterricht. Die noch jüngeren Mädchen, also auch ich, wurden zu allerlei Zivildiensten eingesetzt – Schutt der zerbombten Häuser wegräumen, im Kindergarten aushelfen, nächtliche Hilfsdienste bei den durch die Stadt ziehenden Flüchtlingsströmen aus dem Osten leisten; ich mußte bei der Post als Telegrammausträgerin mit meinem Fahrrad über Land fahren – bis in die entlegensten Bauernhöfe. Häufig handelte es sich um Todesanzeigen gefallener Söhne. Ganz zum Schluß sollte ich helfen, am Ufer der Enns Schützengräben als Wall gegen die heran-

nahe Rote Armee auszuheben. Gemeinsam mit anderen, noch viel jüngeren Kindern aus dem Städtchen wurde ich von Gendarmen geholt; wir sollten Schaufeln mitbringen, die meisten aber hatten nur kleine Kohlschaufeln, ein junger über-eifriger Leutnant überwachte uns. Der Boden erwies sich als vollständig von den Wurzeln der Weiden durchwachsen und also undurchdringlich. Ich war zunächst guten Willens, weil ich mir dachte, daß vielleicht irgendein Soldat in dem Loch seine Haut retten könnte. Dann aber sagte ich dem Leutnant, wie unsinnig das Unternehmen wäre, worauf er drohend mit seiner Pistole herumfuchtelte und wir einander böse in die Augen blickten. Die Kinder nützten die Gelegenheit, sich aus dem Staub zu machen, und auch ich und der Leutnant zogen ab. Auch die Stadtbevölkerung weigerte sich, Bollwerke aufzustellen, wie die bei Kriegsende dort stationierte und immer noch anwesende SS-Einheit es forderte. Enns war eine alte Garnisonstadt mit einer Heereschule und einer Dragonerkaserne, die aus k. u. k. Zeiten stammten und dann, nach einem Zwischenspiel im Rahmen der Ersten Republik Österreich, in die Hände der deutschen Wehrmacht übergegangen waren. In der sogenannten »Dollfuss-Zeit«, die die Zeit meiner Kindheit war, gab es dort eine Ansammlung von weiß uniformierten »Einjährig-Freiwilligen« hoch zu Roß, meist Söhnen des alten Adels, die ich als Kind noch selbst durch die Straßen hatte reiten sehen und bei denen ich, da einer von ihnen bei uns Quartier genommen hatte, aufgeregt und herzklopfend sogar einmal aufsitzen durfte. Im Verlauf des Krieges bildete sich in den Kasernen eine Widerstandsgruppe heraus, von deren Existenz ich bei Kriegsende Kenntnis hatte, deren tatsächlich unternommene Aktionen jedoch lange geheim blieben, wie es die Natur der Sache forderte. In der dort befindlichen Reitschule aber, in einer Zeit, da es noch keine Medien gab, wurde die Bevölkerung zusammengetrommelt, um Hitlers und Goebbels' Reden anzuhören – auch ich mußte dem einmal beiwohnen, jedoch erinnere ich mich nicht, daß

die Reden, die aus den Lautsprechern dröhnten, eine besondere Begeisterung ausgelöst hätten; die Leute rund um mich verhielten sich schweigend.

Das Schlüsselerlebnis meiner Kindheit war der Einmarsch der deutschen Truppen im Jahr 1938 gewesen, der sogenannte »Anschluß«, als ich noch nicht ganz 10 Jahre alt war. Neugierig stand ich am Straßenrand der Wiener Landstraße, die dann Wiener Reichsstraße hieß, und sah die fremdartigen Gesichter unter den Helmen und die staubbedeckten Stiefel, sah die blumenwerfende Menge, die aber so gar nicht der üblichen Bevölkerung, sondern eher dem Pöbel glich, sah daheim die Verzweiflung meiner Mutter und ihrer Freunde, aber auch den stillen Jubel einer von mir sehr verehrten Lehrerin, die bei uns wohnte. Zum ersten Mal verstand ich, was, im Gegensatz zum österreichischen Selbstbehauptungsgefühl der ersten Republik und des Ständestaats, der Begriff »großdeutsch« bedeutete, daß es eine andere Welt gab als die mir bekannte und daß diese Welt, ganz allgemein, nicht so einfach war, wie ich sie bisher erlebt hatte. Die sogenannte »großdeutsche Lösung« – das heißt der Zusammenschluß der deutschsprachigen Minorität des 1918 aufgelösten Großreichs Österreich-Ungarn mit der Weimarer Republik – wurde allseits, auch von den Sozialisten, was heute vielfach in Vergessenheit geraten ist, aktiv unterstützt und unterscheidet sich dadurch vom gesetzeswidrigen »Heim-ins-Reich«-Streben der bis 1938 in Österreich »illegalen« Nationalsozialisten. Unvergeßlich sind mir die zuvor überall plakatierten pathetischen Aufrufe des Bundeskanzlers Schuschnigg – in einer Kastanienallee auf dem Schulweg sehe ich mich noch davor stehen und begreifen lernen; auch an die aufgeregten Gespräche der potentiellen Neinsager – darunter meine Mutter – anläßlich der von den neuen Machthabern organisierten Volksabstimmung kann ich mich gut erinnern. In Enns, mit seinen ungefähr fünftausend Einwohnern, gab es schließlich deren zehn oder zwölf, und jedermann wußte, daß es die alten Monarchisten waren, Barone,

Grafen, ausgesiente Generäle und Offiziere der ehemals kaiserlichen Armee, von denen etliche in Enns ansässig waren. Der Rest der Bevölkerung, auch durch kirchliche Aufrufe des Wiener Erzbischofs Innitzer dazu aufgemuntert, stimmte dem Anschluß zu. Oder hatte Angst vor den vorhersehbaren Folgen jedweder ablehnenden Haltung – allgemein wurde angenommen, daß die Wahl »Für« oder »Wider« nicht geheim war. Wie mit einem Schlag begriff ich damals, daß hinter dem Gartenzaun die große, vielleicht böse Welt begann.

In der übrigens ausgezeichneten, noch von der bekannten Glöckel-Reform⁵ her bestimmten Volksschule wurde meine Lehrerin von heute auf morgen abgesetzt; eine von den neuen Machthabern in den Kreisen der »Illegalen« willkürlich erwählte Privatperson sollte an ihre Stelle treten. Da sich erwies, wie unfähig diese war, eine Klasse zu führen, kam bald darauf die angestammte, sehr katholische Lehrkraft wieder zurück. Im »Österreichischen Liederquell«, Grundlage der Gesangsstunden, mußte die Bundeshymne durch das »Deutschlandlied« überklebt werden, die Kreuze in den Klassen wurden abgeschafft, der Religionsunterricht wurde durch »Leibesübungen« ersetzt, neue Lieder mußten gesungen werden, darunter jenes von den »morschen Knochen« mit dem berühmten Refrain: »Wir werden weiter marschieren, / Wenn alles in Scherben fällt, / Und heute gehört uns Deutschland / Und morgen die ganze Welt.« (So wurde gesungen. Der Originaltext des Kampfliedes der SA von Hans Baumann, der noch vom »Hören« bzw. Gehörtwerden der Bewegung spricht, findet sich in diesem Lied schon kurz vor Kriegsbeginn in Eroberungsgelüste umgemünzt.) Die Kinder wagten es gelegentlich, den Religionslehrer, solange es ihn noch gab, zu verspotten, der neue Direktor der Hauptschule war offensichtlich, mit seinen zahlreichen »Schmissen« im Gesicht, in seiner Jugend bei den schlagenden und »deutschnational«, wenn nicht gar »alldeutsch« gesinnten Burschenschaften gewesen, aber im großen und ganzen blieb der Unterricht neutral. In der Ober-

schule gab es eine Geschichtsprofessorin, die mit glänzenden Augen von Georg von Schönerer⁶ schwärmte, Stresemann⁷ als erbärmlichen Unhold darstellte und den Aufstieg des Nationalsozialismus zum Studienobjekt machte; der es auch gelungen war, mir im Verein mit den ihr gleichgesinnten Turn- und Zeichenlehrerinnen genügend schlechte Noten auszustellen, um mich aus der Schule kurzfristig auszuschließen. Es erwies sich, daß die übrigen Lehrer, meist unparteiische Damen oder aus der Pensionierung zurückgeholte ältere Herren, mit ihr keineswegs solidarisch waren. Jedoch hat sie sich, was mich anbelangt, nicht wirklich geirrt – ich gehörte schon längst zu den Widerspenstigen, die sich in katholischen Gruppierungen wiederfanden, die sich bemühten, so gut sie konnten und unter dem Deckmantel liturgischer Erneuerungsziele, subversives Gedankengut zu verbreiten. In Enns geschah das im Verein mit einem im Widerstand aktiven Priester; in Linz, bei Treffen in der Krypta des Doms, unter Anleitung eines geistlichen Herrn, der uns nicht nur die verbotenen Lehren Freuds und Einsteins erklärte und sogar von Darwin zu berichten wußte, sondern auch in Lichtbildervorträgen die Höhepunkte deutscher Kunst vor Augen führte, das andere Deutschland sozusagen – unvergeßlich sind mir die Gestalten des Isenheim Altars von Grünewald, der in die Nacht weisende hochgereckte Finger Johannes des Täufers, die schmerzgekrümmten Frauen zu Füßen des Kreuzes. Celan wird das Museum Unterlinden in Kolmar, das den Flügelaltar ausstellt, kurz vor seinem Tod, am 25. März 1970, besuchen und, beim Anblick des als »König der Juden« Gemarterten und Gekreuzigten, ausrufen: »Es ist genug!«⁸ Die Inschrift auf dieser Darstellung – »INRI«, das heißt Iesus Nazarenus Rex Judæorum – ist verhältnismäßig groß und fällt deshalb besonders ins Auge. In Enns war der junge Kaplan der Gestapo verdächtig erschienen, aber da er von einem Mädchen unserer Gruppe rechtzeitig von ihrem Eintreffen verständigt wurde, konnte er noch alles kompromittierende Material vernichten. Auch ich wurde

verhört, man suchte mich einzuschüchtern und wollte wissen, was wir denn an der Kirche Besonderes fänden, warum wir stehend die Gebete und Lesungen vortrügen und nicht sitzend wie jedermann und so weiter. Daraufhin hat die Gestapo mich, mit Staunen meine »liturgischen Erklärungen« zur Kenntnis nehmend, zu meinem Glück eher als leicht verrückt denn als wirklich gefährlich für das System eingestuft. Wegen der politischen Einstellung meiner Mutter dürfte meine Familie schon längst auf der »schwarzen Liste« gestanden haben; die Verdächtigung durch die Gestapo, daß ich der monarchistischen Untergrundbewegung »Das blaue Band« angehöre, traf keineswegs zu; von ihren Beamten erfuhr ich erst, daß es diese überhaupt gab. Daß ich gelegentlich mit dem Fahrrad nach Linz fuhr, um verschlüsselte Nachrichten an auch mir unbekannt bleibende Personen zu übermitteln, verriet ich wohlweislich nicht.

Die im Rahmen der katholischen Kirche sich zusammenfindenden Gruppierungen boten in der Hitler-Zeit in meinem Umkreis die einzige Möglichkeit, gegen den Strom zu schwimmen; sie bedeuteten mir letzten Endes wenig im ideellen Bereich, und so war es mir ein leichtes, mich im besiegen, aber noch nicht unabhängigen Nachkriegsösterreich davon zu trennen. Hingegen näherte ich mich dann einer bald verschwundenen, sehr links ausgerichteten Bewegung, der für den christlichen Solidarismus eintretenden »Demokratischen Union«. Den führenden politischen Gremien der Jahre nach 1945 konnte ich nichts abgewinnen, eine leuchtende hoffnungversprechende Zukunft schien sich nicht abzuzeichnen, vergleichbar etwa den utopischen Vorstellungen, die mich anzogen: Gleich nach Kriegsschluß war in Enns ein Mann aufgetaucht, der für die Idee des »Weltbürgertums« warb. Eine »Weltbürgerin« wollte ich sofort sein, und so bekam ich eine Mitgliedskarte mit der Nummer 1. Andere »Weltbürger« habe ich allerdings dann nicht mehr getroffen, das Ganze hat sich augenscheinlich im Sand verlaufen.

Das zweite einschneidende Erlebnis meiner jungen Jahre war der Beginn des Zweiten Weltkriegs, mit Hitlers Einmarsch in Polen. Ich war auf Ferien in Italien, in Südtirol, bei meinen Verwandten mütterlicherseits, und sollte bis Mitte September dort bleiben. Italien verfügte sofort die Ausweisung aller Ausländer, so daß ich mich von heute auf morgen, allein mit meinen elf Jahren, in einem schon verdunkelten, nur von einer blauen Glühbirne trüb erhellten und überfüllten Nachtzug befand, eingeklemt zwischen Menschen, die nur schaudernd vom vorigen Weltkrieg und dessen Schrecken zu berichten wußten. Niemand bewies auch nur einen Hauch von Kriegsbegeisterung – Angst und Sorge war auf allen Gesichtern zu lesen. Wie ganz allgemein zu beobachten war – die große Begeisterung von 1938 war sehr bald in manchen Kreisen einer gewissen Ernüchterung gewichen, besonders infolge einschneidender »Eindeutschungen« im Verwaltungswesen, die von den zugewanderten sogenannten »Reichsdeutschen« getragen wurden, als »Piefkes« schon wegen des Sprachunterschieds nicht allzu beliebt. Jedoch glaubte man weiterhin, ebenso vage wie unerschütterlich, an Hitler, an die Unbefleckte Empfängnis und an den Osterhasen.

In den folgenden Jahren gelang es mir, den eigentlich pflichtmäßigen Schulungen und Sportveranstaltungen der Hitlerjugend zu entgehen. Wie die meisten »Bonzen« (die im Hinterland verbliebenen Parteifunktionäre) war die Anführerin meiner BDM-Gruppe nicht ortsansässig und zudem ziemlich dumm. Einmal wurde ich unter Strafandrohung zu den Heimabenden hinbeordert; nachdem ich mein in der Schule erworbenes Wissen über das altgermanische Julfest, das Weihnachten ersetzen sollte, zum besten gegeben hatte, wobei ich sie an Kenntnissen einigermaßen übertraf und sie den Eindruck gewann, daß ich sie lächerlich gemacht hatte, ließ man mich fortan in Ruhe. Von diesem Mädchen wurde mir noch bekannt, daß es im Rahmen der Hitlerjugend freiwillig die Panzerfaust »Werwolf« zu bedienen erlernte und dann in den letzten Kämpfen umgekommen ist.

In Enns gehörte die städtische Bevölkerung mehrheitlich der traditionell »roten«, vor dem Krieg von der Arbeitslosigkeit schwer getroffenen Arbeiterschaft an, die aber bald, im Verlauf des Krieges, nur mehr durch ihre Frauen und Kinder vertreten war; einige Bürger und Kaufleute waren am meisten mit dem Regime verbunden; im Umkreis gab es Großbauern und Kleinhausler, traditionell »schwarz«; fast alle wurden in den Sog der Propaganda und auch der fortan blühenden Kriegswirtschaft gezogen. In Linz waren meine Schulkolleginnen meist bürgerlicher und kleinbürgerlicher Herkunft; eine einzige unter ihnen glaubte felsenfest an die neue Lehre und wurde wegen ihres pantheistischen Gottglaubens gehänselt – ob denn der Tisch vor ihr auch von göttlicher Substanz durchdrungen sei, ob sie gar auf ihr säße? Im Gegensatz zu den obligatorischen Lesebüchern, die voller Nazi- und »Blubo«-Literatur⁹ waren, retteten sich die Lehrer in klassische Werte – man las Lessing, Kleist, Goethe und Conrad Ferdinand Meyer, man hörte von der Ilias und griechischer Geschichte ebenso wie von der nordischen Sagenwelt, man vermied es aber, alles Verbotene auch nur zu erwähnen. Das Gebäude meiner Schule war dasselbe, das einst Hitler besucht hatte, weshalb in den Gängen einige ihm zugeschriebene Aquarelle recht konventionellen Stils hingen, die niemand beachtete. Nur in der Zeichenstunde sollte man seinen »Ahnenpaß« normengerecht darstellen; da die Herkunft meines Großvaters, Josef Eisenreich, im dunkeln liegt und mein eher bildhafter Name für so manchen einen jüdischen Klang hatte, galt ich auch hier als verdächtig.

Im allgemeinen aber wurden »Rassenreinheit« und »Germanentum« nicht thematisiert. Derlei ideologische Theoreme kamen aus den Rundfunkansprachen, aus der Wochenschau im Kino, aus den Zeitungen, aus den Plakaten und Transparenten auf den Straßen auf uns zu und beherrschten den öffentlichen Sprachgebrauch. Von der Existenz jüdischer Bevölkerungsteile wußte ich in meinen jungen Jahren wenig, doch